

Fünf Tage Lublin ein Jahr

Von Tine Rahel Völcker

Tag eins.

Herkunft: eine Kiste

- Und warum nach Lublin?

Der mich fragt, heißt Andrzej und ist befreundet mit einem gemeinsamen Bekannten, wir stehen vor einem Restaurant bei Minusgraden, ohne Schnee, und rauchen.

- Weil ich mich für die jüdische Geschichte in Polen interessiere.

- Na da bist du hier richtig! Bist du Jüdin?

Sein Blick geht unwillkürlich auf meine Nase, die schon anderen verdächtig vorkam, und ich verneine. Dass im vergangenen Jahr durch eine Aussage meiner Großtante die ganze Familiengeschichte einmal durcheinanderwirbelt wurde, behalt ich für mich. Sie hatte am Telefon zu meinem Vater gesagt, da er anfing, sich nach seiner Großmutter zu erkundigen: „Die war doch Jüdin. Darum hat doch meine Mutter 1933 überhaupt so früh geheiratet, um deine Mutter als ihre Stieftochter zu schützen.“

Darauf war ein Riss durch die Familie gegangen: diejenigen die alles daransetzten, die tatsächliche Geschichte zu erfahren und glaubten, nun auf einen Schlag alles zu verstehen, was sich an Ungereimtheiten der letzten hundert Jahren in der Familiengeschichte angesammelt hatte, und auf der anderen Seite diejenigen, die nichts auf ihre christliche Herkunft kommen lassen und von all dem nichts hören wollten.

Es dauerte fast fünf Monate, bis wir die entscheidenden Urkunden in den Händen hielten und die Christen aufatmen konnten: viele Geheimnisse hat meine Großmutter mit ins Grab genommen, aus einer jüdischen Familie aber kam sie nicht. Verstörend und rätselhaft bleibt der Umstand, dass ihr von der Stiefmutter nach dem Zweiten Weltkrieg eine jüdische Identität angedichtet wurde, in der die neue Frau des Vaters im Nachhinein als selbststilisierte Retterin gegenüber dem vermeintlichen Opfer in Erscheinung tritt.

- Gehen wir rein? Die haben hier guten Wein.

- Auch Bier?

- Ja wie in ganz Polen. Wie war deine Reise?

- Lang! Der Zug von Warschau hatte Verspätung. Zwölf Stunden von Berlin bis hierher.

- Sprichst du polnisch?

- Kaum. Und du, seit wann wohnst du in Lublin?

- Seit vier Monaten.

- Wo bist du aufgewachsen?

- In Mainz. Meine Eltern sind Polen. Sie sind als Spätaussiedler nach Deutschland.

- Und wie finden sie, dass ihr Sohn jetzt wieder zurück nach Polen gegangen ist?

- Super! Und ich fühl mich auch viel mehr zu Hause hier als in Deutschland. Aber jetzt gehen wir rein und du erzählst mir von deinem Stück.

Zeitsprung / Rückschau.

Es gab einen heißen Tag im Juli vergangenen Jahres, ich war gerade allein in der Uckermark, war zum See gelaufen, vorbei an angelnden Neonazis, deren normale Präsenz, deren Angler-Idyll so grässlich passte zu jener anderen Normalität, die durch das Radio jetzt allmorgendlich in die Küche drang: schon wieder ein Angriff auf eine geplante Flüchtlingsunterkunft. Ich saß dann am Nachmittag im Garten in der Hitze und schielte zum Waldweg, ob die Nazis jetzt kommen. Und ob ich den Nachbarn hier im Zweifelsfall traue. Die Heiratsurkunde meiner Urgroßmutter war noch

nicht aufgetaucht, es war noch offen, eine andere Herkunft denkbar. Die Luft flirrt an diesem Nachmittag. Ich wollte eben baden gehen, aber die Nazis haben direkt neben der Badestelle geangelt, ich habe gezögert, dann entschieden, mich hier nicht auszuziehen, stattdessen um den See zu rennen, grundlos, denn keiner der mich verfolgt weit und breit. Friedliche Nazis am See. Die Hunde der Nazis werden an den Halsbändern zurückgehalten, als ich passiere, ich sag schon fast danke. Ich versuche deutsch auszusehen und wie eine Deutsche zu laufen, entschlossenen Schrittes. Bloß nicht wanken. Ich wende mein Gesicht von ihnen ab, als hätte ich aus der andern Richtung einen Ruf vernommen, nur damit die meine Nase nicht sehen. Im Garten sitze ich jetzt ohne Abkühlung und denke, hoffentlich kommt heraus, dass meine Urgroßmutter Anny Ehrlich nicht jüdisch war. Ich würde sonst vermutlich sofort anfangen, mir Dinge logisch herleiten zu wollen, die nie einfach zu beantworten waren. Etwa die Frage, warum ich mich dem Nationalsozialismus beschäftige, und es mit einer Arbeit darüber nicht getan ist. Die Frage stellt sich mir: warum tu ich das? Weil es verwunderlich erscheint. Anderen manchmal und mir selbst. Und warum erscheint es verwunderlich? Und von Jahr zu Jahr verwunderlicher? Weil es doch eigentlich gegessen ist in Deutschland, und verdaut. Jedenfalls wird so getan. Und sind so die offiziellen Zeichen. Weil, wie die Historikerin Cornelia Siebeck in ihrem Text „In einem *ganz normalen Land*“ ausführt, hinsichtlich seiner Vergangenheit wieder nahezu Normalität in Deutschland herrscht. - Besser und schlimmer noch:

wir konnten in den letzten zwanzig Jahren Zeugen werden einer radikalen Umschreibung der deutschen Schuld hin zu einem bürgerlichen Entwicklungsroman, aus dem der Held (Deutschland) gereift und stärker denn je hervorgeht. Der Umstand, dass dieser grandiose deutsche Reifungsprozess die Ermordung der europäischen Juden brauchte, ist, in bürgerlicher Tradition, wo uns die Opfer traditionell langweilen so sie nicht wie Gretchen den Akteuren und Tätern als Projektionsflächen dienen, konsequenterweise zweitrangig. Die Entwicklung des tatkräftigen Helden ist das, was zählt.

In Deutschland herrscht wieder eine grausige Normalität – wer will da mit Schuld kommen, alter und neuer? Wäre es in der Wahrnehmung anderer (und auch meiner eigenen) etwas anderes, wenn ich eine jüdische Großmutter hätte? Wäre die Hinwendung zu dem Thema dann nicht vollkommen logisch? Logisch in dem Sinne, dass Empathie sich auf familiäre Verbindungen beschränkt? Logisch also im Sinn einer Blutsverwandtschaft, der Biologie, die den menschlichen Geist nicht kennt? Will ich so einer Logik, so einem Irrtum aufsitzen? Eine grundlegende Erfahrung des Erwachsenwerdens ist die: Empathie ist nicht an Familienbanden geknüpft. Jede_r, der eine_n gute_n Freund_in hat, weiß das. Jede_r, die liebt, weiß das. Die Freundschaft hat es aber noch immer schwer gegenüber der Ehe und der Verwandtschaft, in der strengere Gesetze herrschen. Wie im Staat. Der ebenfalls dicht macht.

Wieder in Lublin, jetzt in der warmen, fast heißen Gaststätte, die proppevoll ist. Andrzej kennt die Wirtin, darum können wir uns an den Garderobentisch setzen, der schnell freigemacht wird, so dass ein Teller Suppe raufpasst.

- Also das Stück heißt „Adam und die Deutschen. Ein Stück Niemandsland in zwei Variationen“ und es wird im Grunde zwei Mal die gleiche Geschichte erzählt: einmal beginnt es als Liebesgeschichte zwischen einem polnischen Mann und einer deutschen Frau. Danach die gleiche Situation mit einem deutschen Mann.

- Ach so, verstehe, Genderthematik, ja?

Der abfällige Tonfall kommt fein, fast charmant daher. Ich wundere mich vor allem, dass überhaupt schon ein Schubfach vor mir liegt, nach nur einem Satz, in das ich jetzt das Stück hineinlegen soll. Ich versuche es weiter ohne das.

- Es geht um Bilder, die wir von uns im Kopf haben. Gegen die wir ankämpfen oder sie verzweifelt zu erfüllen suchen. Je nach Situation. Aber ja, wenn ich drüber nachdenke, bestimmt geht es auch um Geschlechterbilder, wie um nationale Selbstbilder, von den Mythen der deutschen und der polnischen Mutter mal ganz zu schweigen.

- Dann schreibst du also gesellschaftskritisch, ja?

Wieder liegt da so eine kleine Kiste vor mir und ich guck sie ratlos an und stöhne, seufze, weiß keine Antwort, schieb die Kiste ein Stückchen weg.

- Ich weiß nicht. Ich weiß eigentlich gerade gar nicht, was Kritik ist. Heute Abend weiß ich es nicht und schon länger weiß ich es nicht. Wer kritisiert, weiß es ja meistens besser. Ich weiß aber auf nichts ne Antwort, im Gegenteil, ich schreib überhaupt, weil ich nichts verstehe, weil ich diese ganzen Bilder und Sätze, die Logik und die Ordnung nicht kapiere, ich verstehe nicht, warum ein Land einen Stolz braucht, ich verstehe nicht warum es für einen Jungen wichtig sein soll, sich männlich zu fühlen, ich versteh das Wort männlich nicht und das Wort weiblich noch viel weniger, das kommt ja von Weib, einem Ausdruck der Verachtung und das benutzen wir im Weiblichen ganz selbstverständlich, ich finde viele Bilder und Verordnungen so seltsam und lächerlich, weil sie ja immer nur einzwängen und Menschen und Länder auf irgendwas festlegen sollen, das sind ja künstlich errichtete Gebilde, die als was Natürliches hingestellt werden, das ist alles so abstrus!

Plötzliches Schweigen. Mein Redeschwall war mir auf einen Schlag unangenehm und ich hab abgebrochen. Leise schließ ich ab: Jedenfalls ist das vermutlich ein Grund, weshalb ich schreibe, weil für mich permanent alles – oder sagen wir fast alles – in Frage steht. Und es zwischen dieser willkürlichen Ordnung und dem indifferenten Chaos der Natur eine rettende Erzählung braucht. Einen Halt.

Andrzej sieht mich neugierig an und freundlich.

Er beginnt von seiner Arbeit an der Uni zu erzählen, von seinem polnischen Zuhause in Deutschland. Und was er in Polen wiederfindet, was ihm in Deutschland immer gefehlt hat. Die Umarmungen zum Beispiel, dass man sich hier ständig am Umarmen und am Schäkern sei, einander helfe, wo man kann, Herzlichkeit und Wärme.

- Ich denke, ich weiß wovon du sprichst. Auch wenn ich nie in Polen gelebt hab und keine polnischen Verwandten hab. Der Polnischunterricht war eine Offenbarung: die Phonetik. Im Polnischen werden die Vokale ganz vorne im Mund gesprochen, sie fallen förmlich aus dem Mund sobald er sich öffnet, während im Deutschen die Vokale fast in der Kehle sitzen und einen langen Weg nach draußen zurücklegen müssen und so Zeit genug haben, es sich auf halber Strecke anders zu überlegen und womöglich stecken zu bleiben. In der polnischen Phonetik können die Emotionen viel schwerer zurückgehalten werden, die Klage, das Loblied, all das gelangt dank der Phonetik viel unumwundener nach draußen, das ist wunderschön.

Vielleicht ist mein Stück auch nichts weiter als eine Liebeserklärung an die polnische Phonetik, denk ich überschwänglich und bin mir gleich peinlich bewusst, was für eine billige Ausflucht in Banalitäten das ist. Zumindest auch eine Ausflucht, wenn auch was dran ist. Ausflucht wovor und wovon? Der jüdischen Geschichte in Polen, die von Deutschen beendet wurde wie man es sich nicht vorstellen kann?

Wir sitzen in dem Lokal, das eine alleinerziehende Armenierin betreibt, deren kleine Kinder durch die Küche rennen, und unversehens kommen wir auf die Ereignisse der Silvesternacht zu sprechen, die eine gute Woche später auch in Polen heftig diskutiert, oder vielmehr von den Ultrarechten ausgeschlachtet werden. Und plötzlich fallen an unserm Tisch jene Sätze, „in Deutschland traut sich niemand mehr ehrlich was zu sagen“, es geht alles ganz schnell, als wäre durch einen Zauber mein Gegenüber von eben verschwunden und durch Thilo Sarrazin ersetzt – eben ein wenig auch aus der Zeit gefallen, vielleicht waren die letzten vier Monate die Andrzej nicht mehr in Deutschland lebte bereits wie ein Zeitraffer: er gibt noch mit einer vorgeblichen Harmlosigkeit diese populistischen Schlagworte von sich, wie es derzeit in Deutschland kaum mehr vorkommen kann, da bei den entsprechenden Leute die Zeichen schon viel eindeutiger auf Kampf stehen, und andere, gemäßigte vorsichtiger geworden sind mit gewissen Phrasen (oder ist das nur mein Wunsch?).

Ich berichte von einem denkwürdigen Artikel der muslimischen Feministin Khola Hübsch, den ich auf der Fahrt nach Lublin gelesen habe, aber schon bei den Worten „muslimische Feministin“ verziehen sich seine Mundwinkel, ein spöttisches Lächeln, als müsse mir doch klar sein, dass ich einem wie ihm nicht mit einer Feministin und schon gar keiner muslimischen zu

kommen brauche.

Fakt sei nunmal, dass in den arabischen Ländern die Religion einen unantastbaren Stellenwert habe und in die Privatsphäre eines jeden eindringe, die Presse kontrolliere und eine autoritäre Wächterposition in der ganzen Gesellschaft einnehme, was mit den westlichen Werten einfach nicht vereinbar sei.

Und was ist mit der katholischen Kirche Polens? Ist das frauenfeindliche generelle Abtreibungsverbot in Polen mit westlichen Werten vereinbar? Je mehr er auf die Übermacht der Religion und auf die Übermacht der Männer schimpft, erscheint es mir zunehmends, als spräche er von Polen, aber er redet von den muslimischen Ländern.

Ich frage mich, ob die Geflüchteten vielleicht deshalb vielen so unangenehm sind, weil sie auf die eigenen gesellschaftlichen Probleme und Schwächen verweisen. Sexismus ist, wie alle Frauen in Europa wissen, kein arabisches Phänomen. Und was den Antisemitismus angeht: die in Europa lebenden Juden wären womöglich froh, wenn sich das Problem allein auf arabische Einwanderergruppen eingrenzen ließe.

Das Gespräch geht nicht weiter. Nicht nur die Vokale, ganze Worte bleiben mir jetzt in der Kehle stecken. Bin ich denn hier, um über die polnische Kirche zu lästern und den Polen eigene Versäumnisse entgegenzuhalten? Es gibt nur deutsche Selbstgerechtigkeit oder Schweigen. Alles andere scheint mir gerade unmöglich oder ich sehe es nicht. Ich trage als Deutsche in Polen sofort Uniform, spiel mich auf, argumentiere, weiß es besser.

Ich sag nichts mehr. Ich hasse unsern Streit. Ich hasse alle Worte am Tisch. Bis zur Decke steht alles voll mit Kisten und ein Geschrei ist darin.

Ich denke plötzlich daran, dass ich im vergangenen Jahr als Schriftstellerin nichts veröffentlicht habe. Nichts, außer dem offenen Brief an einen rechten Krieger. Und auch hier folgte auf die Veröffentlichung der Zweifel: wozu sprechen? Schreiben ist Drang, keine Frage, aber warum etwas veröffentlichen? An welchen Glauben will ich da noch glauben? Als steckten wir nicht in Europa schon bis zum Hals im nationalistischen Sumpf. Einem Postulat zur Rohheit, das gierig aufgegriffen wird. Politiker wie Gauck zeigen sich empört über die Brandsätze und dem Hass und sehen keinen Zusammenhang zu der von ihnen betriebenen „Normalisierung“ der deutschen Geschichte, die den Stolz beschwor und vor seiner Dumpfheit jetzt zurückschreckt.

Ich bekämpfe die Mattigkeit nicht und das Gefühl der Vergeblichkeit.

Warum nicht schweigen, warum mich nicht einmauern wie Jascha Masur, warum nicht wieder die verlorene Religion suchen wie der Protagonist in Isaac B. Singers „Zauberer von Lublin“?

- Was ist? Trinken wir noch einen?

Ich weiß nicht, ob es eine Entscheidung war 2015 nichts zu veröffentlichen. Ich weiß nicht, ob mein Rückzug ins Schreibzimmer eine Reaktion auf die Ereignisse des Jahres war, auf den Triumph der Nazis in Deutschland, deren größter Erfolg sicher der war, dass sie plötzlich „besorgte Bürger“ heißen. Ich saß abgekapselt mehrere Monate und suchte nach einer Formel, einem chemischen Element aus Buchstaben und mehr noch aus Lücken und Leerstellen, der erlösenden Verbindung unterschiedlicher Stoffe zu einer Sprache, die in sich eine Verständigung ist.

Jetzt kommt mir das töricht vor. Was? Alles. Der Versuch einer Verständigung. Deutsch-polnische Geschichte, ausgerechnet jetzt. Und ausgerechnet jetzt will ich den Polen mit einem Stück über jüdische Geschichte kommen, über Religion, Mutterbilder und Geschlechterfragen. Verständigung wird das wohl kaum jemand nennen, sondern Provokation.

Das Treffen mit Andrzej und der Punkt, an dem wir jetzt am Ende dieses mehrstündigen Abends sind, scheint die Befürchtung zu bestätigen.

- Glaubst du nicht, die Anschläge auf Flüchtlingsheime in Deutschland könnten zum Teil von Linken verübt worden sein, um sie dann den Rechten in die Schuhe zu schieben?

Andrzej meint es ernst. Alles ist ernst. Es ist ernst.

Wir verabschieden uns höflich und belassen es bei diesem Treffen.

Ich irre durch die Altstadt in dem Versuch mich in der unbekanntenen Matrix aus Straßen, schmalen Gassen und breiten Plätzen zurechtzufinden, und dabei kommen mir meine ehemaligen polnischen Mitschüler in den Sinn, die wie Andrzej ebenfalls aus Spätaussiedler-Familien stammten. Tomasz und Lukasz hießen sie. Tomasz war der Draufgänger und Lukasz der Zarte. Tomasz redete viel von Sex und Mädchen und als er im Deutschunterricht mitbekam, wie gern ich schreibe, schlug er mir sofort vor, meine Matheaufgaben für mich erledigen, wenn ich im Gegenzug seinen Mädchen dafür Liebesbriefe schreibe. Ein hervorragendes Geschäft. Es war nicht Tomasz' einziges. Er führte an unserer Schule einen lukrativen Handel – nun ja, mit polnischem Wodka. Als die Sache aufflog, bat er mich, für ihn einzutreten. Mit Hilfe eines Liebesbriefes quasi. Ich schrieb unserm Direktor eine Hymne auf Tomasz' gutherzigen Charakter, eine kleine Abhandlung über das Vergeben und das Recht oder sagen wir die Unvermeidbarkeit Fehler zu machen im Leben.

Lukasz war anders. Er redete nicht von Sex, das hätte er nie getan, dafür war er zu schüchtern und zu moralisch, zwei Eigenschaften, die er mit mir teilte. Seine Liebe galt ganz der Mathematik. Mir kam damals der Verdacht, dass Thomasz meine Mathe-Aufgaben hinter meinem Rücken von Lukasz anfertigen ließ, der seinem Freund nie eine Bitte ausschlug.

Der zurückhaltende und freundliche Lukasz jedenfalls war es, der mir eines morgens vorm Unterricht mitteilte, dass er Hitlers „Mein Kampf“ auf polnisch gelesen habe, und dass es gar kein so schlechtes Buch sei. Ich habe Lukasz damals angestarrt, nicht sicher, ob er mich nur provozieren will. Nachdem wir im Deutschunterricht Kafka gelesen hatten, machte er sich einen Spaß draus, mich mit Kafka-Karikaturen und Kafka-Beleidigungen aufzuziehen, wo ich, in meinem Kokon, vom Wunder dieser Sprache schwärmte und nicht begriff, warum das nicht jeder so erlebte wie ich, als Offenbarung. Aber ähnlich schien es jetzt Lukasz mit „Mein Kampf“ zu gehen. Wenn man die Gewalt, hier in Form einer Vernichtungslogik, ignoriert, kann man nicht verstehen, wo für andere das Problem liegt. Lukasz ließ meine Einwände nicht gelten, da ich das Buch ja nicht gelesen hätte. Der Holocaust schien ihn nicht im Geringsten zu interessieren, jedenfalls ging er darauf nicht ein. Die Gespräche hörten bald darauf auf und unsere Freundschaft auch.

Lukasz ging nach dem Abitur zur Bundeswehr und wollte anschließend Ökonomie studieren.

Doch warum muss ich jetzt nach dem Treffen mit Andrzej an Tomasz und Lukasz denken? Warum zieht mein Hirn sofort einen Vergleich zwischen verschiedenen Begegnungen mit deutschen Polen? In welchem Zusammenhang soll Lukasz' vermutete Judenfeindlichkeit zu Andrzej's Vorurteilen gegen arabische Geflüchtete stehen? Im warmherzigen Auftreten, das mich hier im Nachhinein verstört, und einmal mehr die „Normalität“ freundlicher Männer zeigt, die ganz selbstverständlich andere ausgrenzen?

Es wird wirr, ich versteh nichts mehr. Je mehr ich über die eben gehörten Sätze nachdenke, umso weniger, verstehe ich sie. Begreife die Vorurteile nicht, die Provokationen nicht. Ich verstehe die Gesten nicht, die Wörter nicht, den Triumph nicht. Was nennen wir Stärke bei welchem Grad und welches Gesicht muss dazu gemacht, welche Grobheit darf nicht fehlen?

Ich geh durch ein Spalier Betrunkener in die Richtung, wo meine Pension irgendwo sein muss.

Tomasz traf ich ein paar Jahre später noch einmal wieder, weil ich für den Drehbuchkurs beim Szenischen Schreiben ein Kurzfilmskript über einen polnischen Abiturienten und Wodka-Händler in Berlin schreiben wollte. Er überreichte mir zur Begrüßung eine exotische Blume, die riesig wie ein Golfschläger war und so rot wie ein Feuerball. Ich staunte, wo man solche Bäume in Blumenläden kaufen kann, was ihn wiederum zu einem Kommentar zu meinem undamenhaften Benehmen trieb. Ich verstand nachher, dass die Blume wohl eine Entschädigung für seine abschlägige Antwort sein sollte und deshalb so groß geraten war. Denn vom Wodka-Handel kein Wort zu mir. Dass ich nicht an Namen, sondern lediglich an Geschichten und Abläufen interessiert war, rührte ihn nicht. Mensch Tine, übers Business redet man nicht! Nicht mit Frauen, denke ich. Er schlägt vor, lieber über Liebe reden, also reden wir über Liebe.

Am Ende schien er ganz vergessen zu haben, warum wir wieder wie Schüler zusammensaßen, so platzte er spontan mit der Einladung heraus, ihn auf eine Geschäftsreise nach London zu begleiten, wo er gar nicht so viel zu tun habe, wo man trinken und feiern könne. Oh weh, ich lache, es klingt großartig, obskure polnische Geschäfte in London, aber leider leider ich muss an den Schreibtisch, und winke zum Abschied mit der meterlangen Blume.

Ich sitze am Schreibtisch, und schreibe Theaterstücke, zwölf Jahre lang, und 2015 stoppt die Produktion. Mit einem Stück über Polen.

Ich erreiche Lolek Hostel. Ganz Lublin liegt jetzt im Nebel. Kaum mehr ein Baum auf der anderen Straßenseite ist zu erkennen geschweige denn die eigene Hand.

Tag zwei. Tausend Raben und der schiefe Horizont

Im Baedeker Reiseführer über das „Generalgouvernement“ aus dem Jahr 1943 findet man im Kapitel über Lublin nicht den geringsten Hinweis darauf, was sich im Laufe des vergangenen Jahres dort abgespielt hat. Im Frühling 1942 hatten Himmler und Heydrich beschlossen, in Lublin mit der sogenannten „Endlösung“, der systematischen Ermordung jüdischer EinwohnerInnen zu beginnen. Josef Bühler, der Stellvertreter des Generalgouverneurs, hatte auf der Wannsee-Konferenz darum gebeten, die „Judenfrage“ im Generalgouvernement „so schnell wie möglich zu lösen“. Nachdem Bühler die etwa zwei Millionen Juden des Generalgouvernements als arbeitsunfähig bezeichnet hatte, planten Heydrich und Himmler deren Vernichtung. In die dann leeren Ghettos sollten an Stelle der polnischen Juden, als „arbeitsfähig“ selektierte deutsche und westeuropäische Juden gebracht und als Arbeitssklaven im strategisch wichtigen Straßenbau weiter nach Osten und in der Rüstungsindustrie eingesetzt werden. Goebbels schrieb dazu in sein Tagebuch: „Die in den Städten des Generalgouvernements freiwerdenden Ghettos werden jetzt mit den aus dem Reich abgeschobenen Juden gefüllt, und hier soll sich dann nach einer gewissen Zeit der Prozess erneuern.“

Allein das Lubliner Ghetto wurde von diesem „Judenaustausch“ wie ein deutscher Zivilbeamter es nannte, ausgenommen, denn es lag im historischen Stadtzentrum und sollte im Zuge der ganzen Germanisierung der Lubliner Innenstadt nach einer Renovierung den neuen deutschen Bewohnern übergeben werden. Hierzu wurde das Ghetto im März 1942 chaotisch und laut Zeugenaussagen unter permanentem Beschuss der BewohnerInnen durch Wachmannschaften geräumt, 18 000 Jüdinnen und Juden wurden in das neu errichtete und nahe gelegene Vernichtungslager Belzec gebracht und dort ermordet. Das war die erste Phase der offiziell als „Aussiedlung“ bezeichneten Vernichtung der jüdischen Bevölkerung Lublins. Der zweiten Phase einen Monat später fielen weitere 12 000 Menschen zum Opfer, die verbliebenen wurden in ein Ghetto im Vorort Majdan Tatarski, nahe dem Konzentrationslager Majdanek, verschleppt. In einem Tagebucheintrag des polnischen Juden Chaim Kaplan vom 17. April 1942 heißt es: „Wenn Lublin genannt wird, überfällt uns das Zittern. Unter Lebensgefahr entkamen einige Flüchtlinge aus der dem Tod geweihten Stadt und erreichten das Warschauer Ghetto. Ihre Erzählungen lassen das Blut in unseren Adern gerinnen... Das jüdische Lublin, eine Stadt der Weisen und Schriftgelehrten, ein Ort der Gesetzestreue und der Gottesfurcht wurde endgültig und vollständig zerstört.“

Die deutsche „Krakauer Zeitung“ frohlockte am 18. April mit Blick auf Hitlers Geburtstag zwei Tage später: „Am 20. April wird das eigentliche Stadtgebiet von Lublin judenfrei sein. (...) Nun wird man auch daran gehen können, die alten Baudenkmäler Lublins, die die Juden haben verfallen lassen, wieder instand zusetzen, um auch die letzten Spuren des verderblichen jüdischen Einflusses auf die Stadt und ihre Bewohner zu verwischen.“

Genau davon wird der Baedeker-Autor Oskar Steinheil ein halbes Jahr später berichten. Er bereist im Herbst 1942 die Distrikthauptstadt Lublin und schwärmt von Zeichen des „Aufbruchs“ und der „Erneuerung“. Im gleichen Zeitraum, im Oktober 1942 werden die

Gaskammern im KZ Majdanek in Betrieb genommen. Und schließlich sind mit der Liquidierung des letzten Lubliner Ghettos in Majdan Tatarski am 9. November 1942 die örtlichen „Aussiedlungen“, d.h. die vollständige Vernichtung der Lubliner Juden zu ihrem Abschluss gekommen.

Ich finde zu Oskar Steinheil keine biographischen Details, nur den Vermerk, dass er 1936 ebenfalls für Baedeker den ersten Deutschen Autoführer geschrieben hat, mit einem besonderen Augenmerk auf die neuen Reichsautobahnen. Ich versuche mir ein Bild von ihm zu machen, wie er in der Rolle des unbedarften, naiven und neugierigen Reisejournalisten den Kreishauptmann von Lublin-Land, Ziegenmeyer durch die Stadt begleitet. Ziegenmeyer ist einer jener fünf Kreishauptleute des Generalgouvernements, von denen belegt ist, dass sie oft mit Peitsche im Stadtbild auftraten und sie gegen Juden und Polen – vor allem polnische Bauern, die sich gegen die brutalen Abgaben ihrer Erträge zur Wehr setzten – zum Einsatz brachten. Ich stelle mir vor, wie Oskar Steinheil Zeuge einer Demütigung und Erniedrigung Einheimischer wird, sich verlegen, beschämt abwendet, aufgewühlt, zugleich unglaubliches Glück empfindet darüber, auf der guten und richtigen Seite zu stehen, stolz auch, sich Mut zusprechend, auserwählter Zeuge und Chronist dieser Eroberungen zu sein. Für die moralische Einschätzung einer Mittäterschaft an nationalsozialistischen Verbrechen gilt in Deutschland oft die Mitgliedschaft bei der SS als Indiz und magische Grenze. Die Kreishauptleute, die im Generalgouvernement mit Peitsche auftraten, hatten mit der SS nichts zu schaffen. Sie waren Zivilbeamte und hatten Macht, ganze Dörfer niederzubrennen, wenn polnische Bauern sich gegen sie auflehnten. Das sagt etwas über die Brutalität, die im besetzten Polen in einem ganz anderen Maßstab normal war. Die Brutalität mit der die bestehende Stadt- und Bevölkerungsstruktur Lublins innerhalb von drei Jahren von den deutschen Usurpatoren umgepflügt worden ist, der Wahnsinn, der sich hier Bahn brach, ereignete sich auf dem Boden dieser Normalität, wo normale deutsche Zivilbeamte mit Peitsche auftraten.

Wenn ich jetzt zurückdenke an die antipolnische Ressentiments, die ich als Kind noch in den 80er und 90er Jahren von Erwachsenen aufgeschnappt habe, graust es mir. Wie konnten sich nach den deutschen Verbrechen in Polen solche Vorurteile halten, wie kann es in Deutschland Polenwitze geben, und vor allem wie ist es möglich, dass in Deutschland über die Judenverfolgungen in Polen (im Gegensatz zu den Judenverfolgungen im Deutschen Reich und Westeuropa) sowie über das koloniale Gebaren der Deutschen in Polen solch breite Unkenntnis herrscht? Desinteresse? Arroganz? Worauf fußt das?

Und es geht noch weiter, bzw. dieses Ungleichgewicht in der Beschäftigung mit dem Holocaust zieht Konsequenzen im Denken nach sich. Wenn in Deutschland von den ermordeten Juden die Rede ist, sind meist nur die westlichen, die assimilierten Juden im Bewusstsein. Die chassidischen Juden Polens, die mit einer Bevölkerungszahl von über 3 Millionen die größte jüdische Gruppe in Europa bildeten und zehn Prozent der polnischen Bevölkerung stellten, bleiben schattenhaft im Hintergrund oder aber als Klischee der rückständigen „Ostjuden“ in fataler Kontinuität stigmatisiert.

Wir können der Opfer – wenn überhaupt – offenbar am ehestens dann gedenken, wenn sie so wenig fremd wie möglich erscheinen. So geht die koloniale und antisemitische Praxis und das Postulat der eigenen Überlegenheit unmerklich über in Ignoranz und Nicht-Anerkennung der fremden zerstörten Kultur. Lublin war ein geistiges Zentrum des chassidischen Judentums – seit über 600 Jahren haben Juden hier gelebt und eine eigene polnisch-jüdische Kultur geprägt. Innerhalb von drei Jahren haben die Deutschen sie ausgelöscht.

Der Baedeker ist bei den Deutschen seit je her beliebt als solider „faktenreicher und niveauvoller Reisebegleiter“. In der Selbstdarstellung des Familienunternehmens heißt es dazu: „Karl Baedeker legte besonderen Wert auf Übersichtlichkeit, Genauigkeit und Aktualität.“ Das liest sich 1943 im Band über das „Generalgouvernement“, im Kapitel zu Lublin, so: „Die gepflegten freundlichen Straßen und Platzanlagen der neuen Stadtteile zeigen bereits die neue deutsche Aufbauarbeit.“ Einleitend hatte Karl Baedeker junior klar gestellt: „Der Herausgeber hat die

Aufgabe mit Freuden begrüßt, ein Handbuch zu schaffen, das eine Vorstellung gibt von dem Umfang der ordnenden und aufbauenden Arbeit, die unter schwierigen Kriegsbedingungen in dreieinhalb Jahren schon bewältigt oder in Angriff genommen worden ist, seit das Deutsche Reich die Verwaltung des Weichselraumes übernommen hat. Das Land und seine Städte haben ein anderes Gesicht gewonnen (...) die Schöpfungen deutscher Baukunst sind leichter zugänglich geworden.“ Im Abschnitt über die Geschichte der Stadt Lublin heißt es lakonisch „1862 hatte die Stadt 57% Juden, jetzt ist sie judenfrei.“

Ich fahre mit dem Bus von der Altstadt zehn Minuten in südöstlicher Richtung, Sonntagvormittag, der Bus ist voll, überwiegend ältere Frauen, dick eingepackt wie ich an diesem Januartag, an dem ein eisiger Wind geht, starren aus dem Fenster oder taxieren neu einsteigende Fahrgäste. An der Haltestelle „Pownik Majdanek“ steige ich aus. Links eine Wohnsiedlung mit flachen Wohnblöcken und rechts, direkt hinter der Bushaltestelle, ein Stacheldrahtzaun der kilometerweit nach rechts und links führt. Auf der anderen Seite des Zauns erstreckt sich das Feld bis zum Horizont: geometrisch angeordnete Baracken entlang einer gepflasterten Zufahrtsstraße, mit aufgereihten Wachtürmen aus Holz und spitzen Dächern. Diese Architektur kennt man aus Filmen. Die ikonographischen Bilder sind bekannt, die Orte dahinter sind es gar nicht.

Der Lubliner Theatermacher Arkadiusz Zietek hatte mich in Berlin gewarnt: kann sein, dass du ganz alleine dort bist. Ihm sei es einmal so gegangen. Er wäre überhaupt nicht abergläubisch, aber die schwarzen Raben dort hätten ihm Angst gemacht, tausende von Raben bewohnten das Feld, und es ist ein freies Feld, sagte er, der Wind peitscht da besonders, zieh dich warm an.

Es beginnt zu schneien, bei windiger Kälte. Die Finger werden ohne Handschuh an der Kamera sofort steif vor Kälte. Innerhalb von zwanzig Minuten ist alles weiß und zugeschnitten. Ich gehe die Hauptstraße entlang, die zum Krematorium führt, versuche die Anwesenheit der Raben zu ignorieren. Sie sitzen in Scharen in den Furchen, hüpfen auf ihren kurzen Beinen wie ungeduldig, wie wartend vor und zurück. Warum werden einem Blicke von Tieren manchmal so unheimlich. Dumm und kindisch kommt mir das vor und besonders hier, aber ich kann es nicht ändern und kann mich schwer beruhigen, die Tiere sind da, in einer irren Anzahl, hunderte oder tausende, stumm oder krächzend, unverständlich und unberechenbar. In welchem Verhältnis stehen sie zum Tod, die schwarzen großen Vögel, an diesem Ort? Ich wollt sie gern verscheuchen, als wären sie meine Gespenster, aber wer bin ich, dass ich in Majdanek Vögel vertreiben will, nur weil ich meine Phantasie nicht im Griff hab.

Ich lenk mich mit einer anderen Unbegreiflichkeit ab: der Einbettung des ehemaligen Konzentrationslagers in einen Wohnbezirk. An der Bushaltestelle stand ein großes Mehrfamilienhaus, der Blick aus den Fenstern mit Gardinen – Wohnzimmer oder Schlafzimmer oder Küche – gehen vom ersten Stock des Hauses direkt auf die Landschaft aus doppelten Stacheldrahtzäunen, Barracken, Wachtürmen, einem grässlich leeren Feld.

Nördlich an das Lagergelände grenzen die Türme eines Plattenbauviertels, der Lubliner „Bronks“ durch die mich zwei Nächte später die knapp dreißigjährige Magda führen wird, die dort aufgewachsen ist und ihr „Problemviertel“ über alles liebt.

Aber heute denk ich noch: wie kann man hier leben, mit Blick auf das KZ.

1941 als es zunächst als Kriegsgefangenenlager errichtet wurde und nach und nach seine Funktion änderte, befand es sich am äußersten Stadtrand. Seit Jahrzehnten ist die Stadt stetig gewachsen, immer näher an das einst vorgelagerte Konzentrationslager herangerückt und hat es schließlich in ihre Mitte eingeschlossen.

Als ich aus dem Bus kam, lief vor mir ein junges Paar mit Kinderwagen, sie bogen aus der benachbarten Wohnanlage auf die große Majdanka und spazierten am hoch errichteten Mahnmal und dann weiter am Feld von Majdanek entlang. Ich bog am Eingang ab, sie gingen geradeaus weiter, der Mann gestikulierte, zeigte auf das Gelände, mit offenem und ernstem Gesicht, sprach darüber beim alltäglichen Spaziergang, das erstaunte mich. Ich fragte mich, welches Verhältnis die Anwohner zu der Gedenkstätte haben, da dachte ich an Majdanek noch vorwiegend als Ort der

Ermordung von Juden und nicht auch der Folter und Ermordung polnischer Widerstandskämpfer_innen, die einen Großteil der Opfer im KZ Majdanek ausmachen und wesentlich zu dem Verhältnis der Stadt zu diesem Ort und seiner Denkmalpflege beitragen. Es wird hier an die polnischen und die jüdischen Opfer gleichermaßen erinnert, wobei die Opfer häufig Helden genannt werden.

„Gerne wohnt da niemand“, erzählt später Michal Wolny, ein Lubliner Aktivist und Magdas Freund, in der „Bronks“. Aber darum geht's auch nicht, es geht zum einen darum, bezahlbare Wohnung zu bekommen. Und dann, wie man mit der Realität des Konzentrationslagers inmitten der Stadt klarkommt.

Südlich an das Lagergelände grenzt ein kommunaler Friedhof. Da sind die Gräber umrankt mit leuchtenden Blumen und Kerzen. Da stehen Grabsteine mit den Namen der jüngst Verstorbenen. Ein schulterhohes Mäuerchen trennt den Friedhof vom Lagergelände, mit dem er nichts zu tun hat. Und dennoch, oder gerade das alltägliche Bild eines gepflegten Friedhofs, mit persönlichen Gräbern, der praktizierte normale Ritus in der Bestattung *seiner* Toten, hebt die Schrecklichkeit und Namenlosigkeit des benachbarten Todesortes umso krasser hervor.

Egal in welche Richtung ich schau, ob zu den Gräbern des kommunalen Friedhofs, zu den Plattenbauten der „Bronks“, oder der kleinen Wohnsiedlung die hinter der Bushaltestelle beginnt, all diese Ränder des Lagergeländes sind fern und verschwommen und wo ich hinblicke, scheint der Horizont schief. Da dies nicht sein kann, muss mein Blick schief sein. Nicht, dass ich schwanken würde, nur dass ich mit Übelkeit merke, wie schief ich aus meinen deutschen Augen auf den Horizont blicke und am liebsten nicht und niemals hier wär oder lieber, tausend mal lieber alles andere nur nicht deutsch wär.

Ich ignoriere die Raben in deren Blicken ich meine Hirngespinnste sehe, laufe die Straße bis zum Ende, wo das Krematorium steht und das Feld in aufgeschütteten Erdwällen sein Ende nimmt. An dieser Stelle fand unter der Bezeichnung „Aktion Erntefest“ am 3. November 1943 die Massenhinrichtung von 18 000 jüdischen Männern und Frauen durch Erschießen statt. Der konkrete Plan hierzu wurde laut Tomasz Kranz, Historiker, vermutlich Mitte Oktober von Himmler gefasst, kurz nach dem Häftlingsaufstand und der Massenflucht aus dem Vernichtungslager Sobibor. Aber auch den Interessenkonflikt zwischen SS, die auf totale Vernichtung der Juden zielte und dem Wirtschaftshauptamt, die Ansprüche auf die wenigen verbliebenen jüdischen Arbeitskräfte anmeldete, führt Tomasz Kranz als eine der Ursachen an, die zu dem Entschluss der Erschießung aller verbliebenen jüdischen Arbeitskräfte in Lublin, führte.

Überlebende Zeugen berichteten, dass Lautsprecherwagen aufgestellt waren, die die Schüsse mit Tanzmusik übertönten. Die Erschießungen dauerten neun Stunden.

Zum Gedenken an die Opfer dieses Verbrechens wurde ein Mausoleum errichtet.

Man sieht noch die Gräben und die dahinter aufgeschichteten Erdwälle. Polnische Häftlinge mussten in den nachfolgenden Wochen – es dauerte laut Zeugenaussagen über zwei Monate – die Leichen der Erschossenen verbrennen.

Keine hundert Meter von hier endet das Gelände der Gedenkstätte mit einer letzten Stacheldrahtumzäunung, dahinter beginnen die Gärten ganz neu erbauter Einfamilienhäuser. Bunte Plastikrutschen, Spielgeräte, übergangslos beginnt hinter dem Zaun eine andere Welt.

Tag drei. Übergang. / Das Tor zum Viertel, das es nicht mehr gibt: Brama Grodzka

Das alte Stadttor Brama Grodzka war Eintritt und Übergang von der christlichen in die jüdische Welt und umgekehrt. Steigt man die enge Wendeltreppe des Stadttores zum Teatr NN hoch, steht man vor einer gläsernen Eingangstür, daneben hängt ein Schild, darauf dreisprachig, polnisch, englisch und hebräisch die Institution sich den Besuchern auf eigentümliche Weise vorstellt,

nämlich indem sie auf die Frage antwortet, weshalb sie sich als Nicht-Juden für die jüdische Geschichte ihrer Stadt interessieren. Man erfährt, dass ihnen sowohl von jüdischen Besuchern die Frage des Warum? gestellt wird (schließlich sei es doch nicht ihre Geschichte), als auch von Polinnen und Polen (schließlich sei das nicht ihre Geschichte). Wessen Geschichte ist es? Derer, die tot sind? Der Nachkommen, die größtenteils in anderen Erdteilen leben? Zweifelsohne ist es ihre. Und daneben auch die der Stadt, sagen die Künstler_innen und Historiker_innen vom Brama Grodzka. „You cannot understand Lublin's history without these empty spaces near the Gate.“

Das Teatr N.N., das in dem verwinkelten Bauwerk des alten Stadttors seine Räume und auch eine kleine Bühne hat, beschäftigt sich als Theater beinahe ausschließlich mit dem Werk Bashevis Isaac Singers, der in seinen Romanen und Erzählungen jüdische Lebenswelten in Polen, später polnisch-jüdische Lebenswelten in den USA, beschrieb. Jeden Sommer findet ein Zirkusfestival statt, bei dem eine internationale Künstlergruppe über die Dörfer zieht und Singers Roman „Der Zauberer von Lublin“ aufführt. Arek Zietek, der es die letzten Jahre leitete, erzählte von der Mischung aus großer Begeisterung und großer Skepsis, die sie damit bei der Dorfbevölkerung weckten: begeistert wurde das Zirkusprogramm angenommen, skeptisch die Information, dass es sich bei dem polnischen Nobelpreisträger um einen Juden handelte. Arek erzählte mit einem strahlenden Gesicht von den intensiven auch konfliktbeladenen Begegnungen, die immer wieder sich im Zirkus getroffen hätten. Ein Festival gemacht aus Spaß und Aufklärung und Spiel – und der Lust mit den Leuten zu sprechen. Aber ob das Festival dieses Jahr wie gewohnt stattfinden kann, ist offen. Die neue Regierung hat dem Teatr NN bereits die Gelder für einige zentrale Projekte gestrichen. Neben der künstlerischen Arbeit leistet das Teatr NN als Dokumentationszentrum und Archiv für die jüdische Geschichte der Stadt einen wichtigen Beitrag zur Erinnerung und Vergegenwärtigung und ist die erste Anlaufstelle für alle, die sich für die jüdische Geschichte Lublins interessieren. Was Mitte der 90er Jahre als Pionierarbeit ein paar weniger Geschichtsinteressierter begann und sich gegen viele örtliche Widerstände durchgesetzt hat, ist inzwischen eine von der Stadt geförderte Institution.

Die Kunsthistorikerin Joanna Zetar zeigt mir das Archiv, das zu großen Teilen aus Fotografien und Interviews mit überlebenden Angehörigen und alten Bewohner_innen Lublins besteht. Sie zeigt auf Karteikästen an den Wänden der verschiedenen Räume über mehrere Reihen, die Tomasz Pietrasiewicz, der Leiter des Teatr NN angefertigt hat und die über weite Strecken leer sind: der Wunsch sei es, zu jedem Haus im jüdischen Viertel, Hinweise und Informationen zu finden und zu sammeln. Selbst Namen gebe es wenige. Die Mehrzahl der etwa 45 000 ermordeten jüdischen Einwohner Lublins ist unbekannt. Und das Archiv stellt auch die Leerstelle aus.

Im Baedeker Reiseführer ist im Herbst 1942 bereits selbstverständlich von dem „ehemaligen Judenviertel“ Podzamcze die Rede, das – und das muss man sich klar machen – ein halbes Jahr zuvor noch existierte. So schnell kann etwas Normalität werden in den Augen des Betrachters – vorausgesetzt, es wird für gut befunden. Mit welcher nüchternen Distanz betrachtet der Autor Oskar Steinheil eine Entwicklung als geschichtlich, deren gewaltsamen Abschluss er im Herbst 1942 in Lublin kaum übersehen haben kann.

Unweigerlich denke ich an die deutsche Gegenwart und die rasanten Normverschiebungen im Jahr 2015. An die deutschen überheblichen Kommentare zu Polens Rechtsruck und wundere mich, wie man – bei den derzeitigen Umfragewerten der AfD – so selbstgerecht auf andere zeigen kann. Uns stehen die kritischen Wahlen schließlich erst bevor. Und in Deutschland heißt Rassismus einfach immer noch etwas Anderes. Aber je deutlicher sie hervortreten, umso weniger scheint die Bereitschaft in Deutschland da, über völkische Kontinuitäten zu sprechen. Je größer die Gefahr, umso mehr scheint es den Reflex zu geben, sie einfach zu verleugnen.

Ich verlasse das Teatr NN. und gehe zum Mittagessen in ein jüdisches Restaurant am Markt, das sehr folkloristisch anmutet und dennoch – oder vielleicht ist das das Problem? - Gemütlichkeit ausstrahlt. Ich esse gefüllten Fisch und werde bedient von einer jungen Frau, die über dem

schwarzen Kleid eine altertümliche weiße Spitzenschürze trägt und die langen dunkelblonden Haare in einen Dutt gebunden hat. Sie gerad aus wie eine Schauspielerin im Kostüm. Und sie spielt mit ihrer Rolle und mit meiner Rolle der Touristin und sie amüsiert sich dabei und die Zeitreise, die sie mit serviert, scheint nicht nur mir ein wenig absurd. Aber sie spielt ihre Rolle mit großer Lust: dass ich Alkohol trinken muss, ist überhaupt keine Frage. Sie empfiehlt mir den hauseigenen Wodka, ich schau auf die Uhr, es ist gerade mal zwei, ich lehne ab, bestelle Tee, sie fügt hinzu, but of course with vodka, und kommt mit einem flambbierten Glas zurück.

Ich bin froh, als ich schließlich draußen bin.

Ich schwanke zu meiner Herberge, ganz Lublin scheint mir wie ein Brama Grodzka, ein Tor, ein Übergang, von einer Zeit in die andere – von der Gegenwart in die Geschichte, die hier mehr als anderswo spürbarer Teil der ersten ist, wo die Zeiten sich übereinanderstapeln, in die Höhe, ein wackliger Turm.

Für den Abend verabrede ich mich mit dem linken Aktivisten Michal Wolny, der Zeit hat ab halb zehn, nach seinem „physical training.“ Wir treffen uns in einem unglaublich netten und liebevoll improvisierten Öko-Restaurant in einem Hinterhof am Altstadttring. Ich frage Michal, ob es sich bei seinem physical training um Kampfsport handelt. Er lacht und verneint, das Training sei vor allem ein mentales, es gehe um Interaktion und Bewusstsein für den eigenen Körper, mit Kämpfen habe das zum Glück nichts zu tun. Ich erzähle vom Boxen und den boxenden Frauen meines Vereins, die mit diesem Sport natürlich immer auch noch etwas anderes als sportliche Ertüchtigung praktizieren, wobei man nicht für den Ernstfall probe, sondern vielmehr gehe es um Wandlungen eines Fremd- und Selbstbildes, um eine Erweiterung des eigenen Radius hinsichtlich dessen, wie man sich auf der Straße bewegt und vielleicht einmal bewegen möchte. Ohne Angst bei Einbruch der Dunkelheit. Ich hole so weit aus, damit nicht der Eindruck entsteht, dass ich alle polnischen Linken nach der Wahl als gefährdet und bedroht ansehe und ich Sorge hatte, dass meine Frage nach dem Kampfsport ähnlich hysterisch klingen könnte. Aber natürlich – bei aller Körpertheorie – schwingt bei meiner Frage die Sorge mit und möchte ich auch gern hören von ihm, wie es derzeit ist, als Linker in Lublin.

Michal erzählt von der Arbeit seiner autonomen Gruppe, von ihrer – ganz unabhängig von rechter oder linker Regierung – stets schwierigen finanziellen und räumlichen Situation: alle paar Jahre heiße es wieder umziehen und räumlich wieder von vorn anfangen.

Michal ist Anfang dreißig und kommt aus dem 40 km entfernten, nur 2500 Seelen zählenden Städtchen Kasimierz Dolny, in dem bis 1941 schätzungsweise 5000 Juden lebten (die ganze Gemeinde zählt heute an die 7000 Einwohner_innen). Michal ist in Lublin mit einem harten Kern von 9 Leuten mit verschiedenen alternativen Projekten in der Stadt tätig, darunter einer Antifa-Gruppe. Er erklärt, dass die Arbeit der Antifa in Polen weitaus schwieriger sei als anderswo, einfach deshalb, weil sich in Polen sowieso alle als Antifaschisten begreifen, egal wie rechts sie sind.

Michal sagt, jeder in Polen habe mindestens eine Person in der Familie, die von den Nazis getötet wurde, in jeder polnischen Familie gebe es solch eine schlimme Geschichte mit den Deutschen. Ich frage nach seiner und er erzählt: Die Nazis hätten die Tochter seines Großvaters umgebracht. Sie hätten das siebzehnjährige Mädchen gefangengenommen, um ihn, der im Widerstand war, unter Druck zu setzen. Sein Großvater hätte sich stellen müssen um die Tochter auslösen. Michals Großmutter, die Mutter des Mädchens, hätte ihn daran gehindert, da sie sicher war, dass ihr Mann sofort erschossen wird. Einem minderjährigen Mädchen hofften sie, tun die Deutschen nichts an. Die Tochter wurde aus der Haft entlassen, lebend, aber so geschwächt, dass sie nach wenigen Tagen starb. Michal sagt: Mein Großvater hat Deutschland und die Deutschen gehasst, bis er starb. Nachdenklich sieht Michal mich an. Er glorifiziert seinen Großvater nicht. Er sagt: der war Antisemit, schon vor dem Krieg und danach auch wieder, aber während der Okkupation hat er Juden versteckt, obwohl darauf die Todesstrafe stand. Das habe seinen Großvater nicht abgehalten, und dafür achte er ihn.

Ich frage, was aus den versteckten Juden wurde, ob sie überlebt haben und emigrieren konnten. Er schüttelt den Kopf: nein, vermutlich nicht. Er wisse nur so viel: irgendwann konnten oder

durften sie in dem Versteck nicht mehr bleiben. Sie sind vermutlich umgekommen, aber ob tatsächlich und wie, das wisse er nicht.

Es ist kurz vor Mitternacht. Wir sitzen in einer riesigen Kneipe am Markt und trinken Tee, ohne Schnaps. Michal sieht mich an. Von den 5000 Juden aus Kasimierz Dolny habe genau einer überlebt. Zumindest sei nur einer 1945 zurückgekommen, ein Apotheker, der nun von den Sowjets enteignet wurde, nachdem er seine Apotheke gerade wieder in Besitz genommen hatte.

Die Kellnerin kommt an unseren Tisch, Michal hat selbst mitgebrachte Kekse auf dem Tisch geöffnet, die Kellnerin spricht mit ihm, sie lachen. Als sie weggeht sagt er, bestimmt verdient auch sie eine lächerliche Summe für ihre Arbeit. Der Mindestlohn in Polen liegt derzeit bei umgerechnet 2,30 Euro. Man kann in Polen oft nicht von seinen Einkünften leben, sagt er, und viele Polen seien so gläubig und würden sich ganz der neoliberalen Ökonomie verschreiben, weil sie meinten, es würde dann besser. „Man muss gut sein zu den Leuten, vor allem zu den Armen!“. Das sagt er und strahlt über das ganze Gesicht und ich denke, sowas habe ich in Deutschland selten jemanden sagen hören. Die Angst in Deutschland vor Pathos ist peinlich und mächtig, so wie der Hass auf Gutherzigkeit vermutlich auch mit der Geschichte plumper Boshaftigkeit in Deutschland zu tun hat. Wir schweigen eine Weile. Er bittet um Entschuldigung, dass er mir keine Kontakte zum Theater vermitteln kann. Ich schüttel den Kopf, nicht wichtig. Ich bedanke mich für das Treffen und was er mir alles erzählt hat.

Der Spielplatz auf dem er als Kind gespielt habe, sagt er beim Abschied, war vorher der jüdische Friedhof von Kasimierz Dolny. Die Sowjets hätten einen Spielplatz draus gemacht. Und von solchen Dingen weißt du ja nichts als Kind und wenn du das erfährst, wenn du groß bist und wieder diesen Spielplatz siehst und plötzlich weißt, dass du als Kind immer auf einem jüdischen Friedhof gespielt hast, ist das sehr - das Gefühl das er meint, bleibt in der Leere des abgebrochenen Satzes hängen.

Tag vier. Friedhof. Bühne

Joanna Zetar vom TeatrNN hat es mir vom Brama Grodzka aus gezeigt: dort unten wo du jetzt die Schnellstraße siehst, hinter dem Schloss, da stand die große Synagoge, für zweitausend Menschen, und auf der anderen Seite der Schnellstraße, wo du die überdachten Marktstände siehst, da war auch damals schon ein Treffpunkt für Händler.

Den Schlüssel zu dem alten jüdischen Friedhof kann man sich beim Pförtner der ehemaligen Jeschiwa auf der breiten Lubartowska-Straße abholen. 1930 wurde hier eine der weltweit größten Talmudschulen eröffnet, vor einigen Jahren wurde das Gebäude der Warschauer jüdischen Gemeinde übergeben, die ein kleines Museum und einen Hotelbetrieb darin führt und die Synagoge der Jeschiwa restaurieren ließ, so dass dort Freitag abends wieder Schabbat gefeiert wird.

Und hier findet man Informationen und Schlüssel zu den jüdischen Friedhöfen.

Vier gab es 1939 in Lublin, neben dem alten Friedhof, der im beginnenden 16. Jahrhundert errichtet wurde, den neuen, der 1829 eingeweiht wurde, sowie einen jüdischen Militärfriedhof und dem Friedhof im kleineren und edleren jüdischen Viertel, in dem die SS-Elite ihre Villen bezog und auf dem Gelände des jüdischen Bezirksfriedhofs ein Sportstadion errichtete.

Bei meinem gestrigen Besuch auf dem alten Friedhof lag noch Schnee, heute ist alles zu großen Pfützen geschmolzen, schlammiger Grund gibt bei jedem Schritt nach.

Grabsteine des alten Friedhofs standen gestern wie alte Leute an Bäume gestützt, die Köpfe zusammengesteckt, sich an der Stirnseite berührend, als würde sie leise miteinander reden. Beim Öffnen des Friedhofsschlusses hat mich vom High-Tech-Zaun des gegenüberliegenden Eigenheimes ein Schäferhund angekläfft. Dass ausgerechnet ein deutscher Hund mit seinem aggressiven Gebell die Friedhofsbesucher verschreckt.

Ich gab den Schlüssel wieder ab und erkundigte mich nach dem neuen Friedhof. Der, so hieße es, sei offen, ein frei zugänglicher Park.

Als ich ankomme, sehe ich zwar keinen Park, doch das Tor steht wie zu erwarten offen. Das Friedhofsgelände ist zur Mitte hin mit hohen Gräsern und Büschen zugewachsen. Und ansonsten leer. Ein verlassen Friedhof, der allein zusammengehalten wird durch seine Mauern, die aus jüdischen Grabsteinen bestehen, von denen viele unbeschriftet sind.

Ich wate an der Innenseite der Mauer entlang durch den aufgeweichten Boden. Der Weg an den verläuft in einem rechten Winkel und endet vor einem auf einem mannshohen Sockel errichteten Mausoleum. An der Tür des Mausoleums stehen eine Frau und ein Mann, beide über sechzig. Ich laufe bis zu dem Sockel, ein paar Stufen hinauf, man begrüßt sich leise auf Polnisch, ich sehe, dass der Weg hier am Totenhaus endet und kehre um. Gleich darauf nehme ich aus dem Augenwinkel eine dritte Person wahr, die aus dem Mausoleum tritt, die andern zwei haben draußen auf den Mann gewartet und laufen jetzt mit ihm gemeinsam den Weg hinter mir zurück. Der Mann ist deutlich jünger als die beiden, höchstens fünfzig, er eilt voran, hat mich schnell eingeholt, trägt Gummistiefel mit Camouflage-Muster, unter seinem Parker gucken die geknoteten Schaufäden seines Gebetsmantels hervor, ein frommer Jude, ein Gottesfürchtiger, der offenbar herkam, um zu beten. Ihm folgen mühsam seine zwei älteren Begleiter. Als sie mich passieren, fragt mich der ältere auf Polnisch, woher ich käme und warum ich hier bin, auf dem Friedhof. Z Niemiec antworte ich, und dass ich mich für die jüdische Geschichte interessiere.

Darauf bleibt der Mann vor uns stehen, wendet sich um, fragt mich: Where are you from?

Ich wiederhole, jetzt auf Englisch, from Germany. „Poor you!“ ruft er über mich hinweg während er weiter und mit großen Schritten vor mir auf den Ausgang zu hastet. Ich haste ihm hinterher, ohne Gedanken, will ihn festhalten, sprechen. Am Tor bleibt er stehen, lacht, sagt halb nach vorn halb zu mir nach hinten gewandt „It's a difficult place for a German, right?“ und als er sieht, dass ich die Ironie in seinem mitleidigen Tonfall nicht geschnallt hab, setzt er nach, es sind nur noch wenige Schritte zur Straße, er nimmt Stufe für Stufe vom Friedhofseingang herab, der starke Wind lässt die vier langen Fäden um seine Beine hin und her fliegen, halb zurückgewandt halb zur Straße sprechend sagt er: „You have good luck in Germany, you can criticize Israel now. Good for you that Israel is so bad! Now you can have a good conscience. The German papers, you know what they are writing about Israel!? Definitely they feel good! But how is it to come here? It is not comfortable for a German, is it?“

Ich will etwas erwidern, zugleich schweigen, mich nicht rechtfertigen und Deutschland schon gar nicht, hab nur den Drang an Ort und Stelle und ohne Abstriche mich zu bekennen und die scheußliche deutsche Selbstherrlichkeit einzugestehen – doch als Sprachrohr für wen, für wen darf ich sprechen? Für die Verfechter jener Selbstgerechtigkeit mit Gewissheit nicht. Jene, die vor kurzem einen Artikel in der taz über die Sorgen des Zentralrats der Juden über antisemitische Parolen, die mit arabischen Einwanderern sich in Westeuropa mehrten, mit judenfeindlichen Kommentaren übersäten. Ein Tonfall, der plötzlich wieder möglich ist.

Wie kann ich mich an ihrer Stelle entschuldigen, derweil sie weiter hetzen?

Ich will ansetzen, ein Stottern und Gestammel, da ist er längst an seinem Wagen, der vorm Friedhof parkt. Er ruft mir zu „Anyway. Have a nice day!“ und startet schon im nächsten Moment den Motor. Benommen wende ich mich nach links in Richtung Stadtzentrum, schluchze als wär ich ein Kind und schäm mich dafür als wär ich eine Erwachsene. „Have a nice day“ Have a nice day in Lublin, Deutsche, schlendre über unsere Friedhöfe, die deine Großväter verwüstet haben. Fahr zur Hölle mit deinem „Interesse“ an jüdischer Geschichte!

Der Sarkasmus und die Verbitterung in den Worten hätten nicht größer sein können. „Have a nice day!“ Allein in seiner Stimme war nicht die Bosheit die zum Sarkasmus gehört. Meine Betroffenheit war ihm natürlich nicht entgangen und so wenig dem Satz seine Verbitterung zu nehmen ist, galt der Ausspruch, wie er ihn halb verschluckte und bei sich ließ, ebenso der Situation, die ein Schock für uns beide war: ein resignierter Ausspruch, der dem ungewollten Zusammenprall Rechnung trug. Bei aller Bitterkeit: man geht nicht ohne einen freundlichen Gruß, - der zugleich

dazu angetan ist, den unangenehmen Zufall unserer Begegnung aufs Schnellste zu beenden und aufzulösen.

Und es ist dieser Ausspruch, der nachklingt, während ich taub und starr davontappe, dem Impuls folgend, dass ich an diesem Ort nicht hätte sein dürfen. Eindringling. Vor einem Schwimmbad komm ich zum Stehen, eingefasst und festgehalten von einem Plattenbaukomplex lass ich endlich das Laufen sein. Jetzt renne ich weg, ist nicht eben der fromme Mann vor mir hergelaufen und ich bin ihm hinterhergejagt, ein paar Sätze ein Gespräch erhaschend? Und er ist gerannt vor mir, im Versuch das abschütteln, die Deutsche im Rücken, den Deutschen, der man ist ob Mann oder Frau, Eindringling, in Lublin auf dem Neuen Jüdischen Friedhof.

Der Neue Jüdische Friedhof diente den Nazis auch als Hinrichtungsstätte. Jüdische Häftlinge wurden gezwungen, die Grabsteine zu zerschlagen, zu Kies zu zermahlen und damit die Wege im KZ Majdanek zu verstärken. Mit jüdischen Grabsteinen wurden auch Straßen gepflastert und neue Plätze im germanisierten Lublin angelegt. Von dem vierhundertjährigen Alten Friedhof blieben gerade mal knapp hundert Grabstätten erhalten, auf dem Neuen Friedhof keine. Eine Erzählung lautet, dass die wenigen verbliebenen Grabsteine des Neuen Friedhofs bald nach Kriegsende verschwanden, so dass nur ein leerer Platz blieb, ein Teil der Mauer, zwei zerstörte Ohels und allenfalls Brocken von zerbrochenen Grabsteinen. 1959 stellten ehemalige jüdische Bewohner der Stadt einen neuen Grabstein für den berühmten Zaddik Jehuda Lejb Eiger, der Ende des 19. Jahrhunderts hier gestorben war, auf. Nach kurzer Zeit wurde das Grab geschändet und sein Grabstein zerstört.

Mit welchem Recht setzt man als Deutscher noch einmal seinen Fuß in diese Stadt?

Was hast du hier gesucht und mit welcher Unbedarftheit hast du dich hier „mal umgeschaut“?

Du hast nichts an diesem Ort zu suchen, außer deiner Schuld.

Das ist deine ganze Beziehung zu einem jüdischen Friedhof. Das ist, was du jetzt spürst: die emotionale Verstrickung in die deutsche Befindlichkeit, die Sucht, am Ende doch immer von sich zu sprechen und nicht von den anderen, und das vermeintliche sich Reinwaschen durch „Interesse“ respektive das Errichten von Denkmälern. Du fragst dich zum ersten Mal, ob dein Schreiben nicht auf ähnlich faulem Grund wächst. Liegt nicht allem Schreiben der Wunsch nach Erleichterung zugrunde, schreibt man nicht immer (auch), um etwas loszuwerden, abzugeben ans Papier. Man spricht nicht umsonst von der „befreienden Kraft“ des Schreibens. Ich dachte / glaubte / sagte mir bei jedem Stück, das ich über die Nazizeit schrieb, dies würde das letzte sein. Warum? Weil ich persönlich ebensolch eine Sehnsucht danach hatte, das Thema zu einem Abschluss zu bringen. Um mich „endlich“ „anderem“ zuwenden zu können. Aber die Rechnung ging nicht auf. Geht sie nie. Die Geschichte, die Geister machen solche Rechnungen nicht mit. Die literarische Beschäftigung mit dem Nazismus und dem Holocaust drohte jedes Mal und immer wieder zur Obsession zu werden, was umso problematischer wird, als ich mir inzwischen bewusst bin, dass diese Arbeit kein Ende findet, nichtsdestoweniger die Sehnsucht nach „Erleichterung“, die jedem Schreiben innewohnt, anhält. Ich hasse das Schreiben wenn es so ungnädig kommt, es macht einen nur verrückt. Es macht einen verrückt mit etwas, das seine Verrücktheit in der deutschen Gesellschaft stets verbirgt. Ich bin nicht die einzige oder erste, die kapiert, dass sie sich verrückt machen muss, im Gegenteil, ich bin ein Spätzünder.

Auch Wissensdurst, Neugier sind alles andere als unschuldig! Sie sind die Instrumente, um Herr einer Sache zu werden, die einem fremd und vielleicht unheimlich ist, die Neugier: sie will sich etwas aneignen, was nicht ihres ist. Interesse, Neugier sind die Werkzeuge des Eindringlings, mit denen er sich Zugang verschafft zu dem was er sich geistig erobern will: so wird jenen zu Leibe gerückt, die schweigen wollen, deren Schweigen heilig ist.

Wie harmlos kann ein deutsches „Interesse“ in Lublin sein? Kommende Generationen mögen die Frage wieder neu für sich stellen, für die Gegenwart seh ich keinen unbelasteten Flecken, kein unschuldiges Erkunden deutscher Reisender in Ostpolen.

Ich steh immer noch vor dem Plattenbau-Schwimmbad mit dunkelblauen Balustraden, ungeschlüssig wohin. Mein Vorhaben, noch den anderen Teil des Neuen Jüdischen Friedhofs anzusehen, hatte ich nach der Begegnung mit dem Gläubigen instinktiv verworfen und war in die entgegengesetzte Richtung geeilt. Aber in das Zentrum zurück will ich nicht, dort ist es laut und voll. Ich warte. Und warte. Dann laufe ich zurück. Zurück zum Neuen jüdischen Friedhof, von dem ich mich eben entschieden entfernt hatte. Ich gehe vorbei an dem Eingangstor, das ich vor einer Viertelstunde vielleicht passierte und das jetzt mit einer Eisenkette verschlossen ist, was bedeutet, dass dem jüdischen Besucher von seinen polnischen Begleitern extra aufgeschlossen worden war, dass man Die Worte die hier am Treppenaufgang fielen wandern im Widerhall durch meinen Kopf. Not comfortable for a German. Good conscience. Germany. Germany.

Ich laufe diesmal von außen an den Grabsteinen entlang, ich erreiche die Kreuzung, an der die Friedhofsmauer einen Knick nach Osten macht und weiterführt entlang der große General-Andersa-Allee, die ich jetzt passiere, um auf der anderen Straßenseite zu dem frei zugänglichen Teil des ehemaligen Neuen Jüdischen Friedhofs zu gelangen. Man sieht bereits von der anderen Straßenseite, weshalb er frei zugänglich ist: es handelt sich um einen Park oder vielmehr um eine weite unbepflanzte Grünfläche, ohne Bänke oder Bäume. Nur ein Trampelpfad führt schräg über den Hügel in die nächste Wohnsiedlung. Hierfür, als Abkürzung, wird der Park anscheinend hauptsächlich genutzt. Der Bierflaschen und dem Müll nach zu urteilen außerdem als Treffpunkt für Trinker. An den jüdischen Friedhof erinnert lediglich eine Gedenkstelle in der Mitte des Hügels sowie das alte Eingangstor, dessen Tür aus den Angeln hängt und das rechts und links eingefasst ist von einer Reihe alter jüdischer Grabsteine. Ich will durch den Eingang gehen und stocke beim Anblick eines Knochens, der zwischen den zwei Grabsteinen am Eingang steckt. Lang wie ein Schenkel, dick wie ein Oberarm, ein Rinderknochen vielleicht, ich kenne mich nicht aus, ich habe so einen großen Knochen noch nie in der Landschaft gesehen, ich forsche nicht weiter über die anatomische Herkunft, ich bin nur schon wieder wie betäubt und kann nicht glauben, was ich sehe. Hellrosa Fleisch hängt daran, demnach kein alter, sondern ein frischer Knochen oben am Eingang des ehemaligen Jüdischen Friedhofs zwischen zwei jüdische Grabsteine geklemmt. Eine junge Frau schiebt ihre Tochter im Buggy quer über den Trampelpfad zur Wohnsiedlung.

Ich setze ein paar Schritte in Richtung zerbrochener Bierflaschen, die sich hinter den Grabsteinen türmen. Dann weiß ich schon wieder nicht weiter. Bin ich verrückt? Alles ist verrückt, warum wird einer so verrückt, einen Knochen zwischen jüdische Grabsteine zu quetschen. Bin ich verrückt genug, jetzt laut zu Geistern zu sprechen, sollt ich nicht so schnell wie möglich von diesem Ort verschwinden – und am besten gleich aus der ganzen Stadt?

Ich verkrieche mich den restlichen Tag unter den Decken, wie die zwei Deutschen in meinem Stück, das in Polen spielt, jetzt erst versteh ich, warum sie in Polen nie unter der Decke hervorkommen wollen.

Fünfter Tag. Abreise ohne Schluss

Mein letzter Abend in Lublin beginnt im „Dom slow“, im Haus der Wörter, einer alten Widerstandsdruckerei, die als Museum und Veranstaltungsort mit dem Teatr NN kooperiert, Projekte mit Schüler_innen leitet und über die Geschichte der freien Presse in Polen aufklärt, von den Untergrundzeitungen während der deutschen Okkupation bis zu Solidarnosc. Und jetzt? Meinen sie, die alten bewährten Praktiken könnten wieder zum Einsatz kommen? Das Einheften oppositioneller Schriften in regierungstreue ausgehöhlte Buchdeckel, so dass bei einer Wohnungsdurchsuchung die kritischen Texte unentdeckt blieb? Abwarten, abwarten – das hör man Anfang Januar von vielen, jetzt nicht den Kopf verlieren, heißt bei vielen die Devise, die Anspannung darunter ist darum nicht weniger spürbar. Heute findet im Haus der Wörter ein Konzert statt, eine Free Jazz-Combo spielt, eine Schauspielerin trägt zwischen den Stücken

Gedichte eines jungen Lyrikers aus Lublin vor.

Michal und Magda kommen gerade, als die Veranstaltung vorbei ist. Sie kommen gerade vom „Training“ und hätten danach solch enormen Hunger gehabt, dass sie erstmal in Ruhe was essen mussten. Magda fragt, ob ich Interesse an einer kleinen Stadtführung durch ihr Problemviertel Bronowice, kurz „Bronks“ hätte. Unser Spaziergang geht durch kleine Straßen mit niedrigen Neubaublocks oder alten Häusern, die nicht viel größer sind als Gartenlauben und aus deren kleinen Schornsteinen der Rauch vom Kohleofen steigt. Ein Polizeiauto fährt im Schritttempo an uns vorbei, sonst begegnet uns niemand. Die Leute der „Bronks“ hätten nicht gerade ein gutes Verhältnis zur Polizei. Immer wenn etwas passiere, würden die Außenseiter verdächtigt, die Leute, die kein Geld haben und hier leben. Magda zeigt mir ihre liebsten Graffitis und Street Art-Skulpturen, verlassene Industriehallen, Skateplätze, vor allem aber den Fluss an der Stelle, wo der Nebel früh morgens unheimlich und schön aufsteigt und ihren Lieblingsbaum, den sie mir vorstellt wie einen alten Freund. Ich begrüße ihn, der heute Nacht im Matsch steht.

Sie zeigt mir einen Hang an den Bahnschienen, wo sie im Sommer sitzt und Bier trinkt und die Züge anschaut.

Dann, an einer großen Kreuzung verabschiedet sich Magda, winkt überschwänglich und Michal begleitet mich ins Zentrum zurück.

Auf dem Weg erzähle ich ihm von meiner Begegnung auf dem Neuen Jüdischen Friedhof und von dem Knochen, den ich zwischen den Grabsteinen fand.

Den ganzen Abend über hatte ich drüber sprechen wollen, es versucht, abgebrochen, selber zu einem anderen Thema gelenkt, jetzt unmittelbar vorm Abschied platzt es heraus, in seiner ganzen Hilflosigkeit. Er ist sichtlich verstört von der Information, will wissen, wie ich reagiert habe, was ich gemacht habe. Ich habe den Knochen in eine Mülltonne geschmissen.

Wir wollten uns schon verabschieden, aber Michal sagt, er bringt mich noch ein Stück weiter, ich sehe gleich, warum, wir laufen an einer Kneipe vorbei, vor der ein paar bullige Skins stehen, die uns unfreundlich taxieren, wir dämpfen die Stimmen: wie schrecklich normal auch das überall ist. Sich an aggressiven Männergruppen vorbeizuschleichen.

Also sag nochmal, was hast du dann gemacht? Er spricht von dem Knochen. Ich sag nochmal kurz wie es war. Und merke gleich, wie unangenehm es ist, ihm davon zu erzählen, weshalb ich zuvor ins Stocken kam. Michal ist entsetzt, so entsetzt wie ich, er hat so etwas noch nie gesehen, was uns nichts erklärt über das Vorkommen jetzt. Michal scheint am Ende der Betroffenenere, betroffen, weil es ihn betrifft, er lebt hier.

So schwer es war, hier zu sein, so schwer fällt es mir zu gehen. Von Deutschland nach Lublin ist es eine lange Reise. Der Weg zurück in das, was man Heimat nennt, geht zu schnell.

Das Zurückhalten und Nicht-veröffentlichen über ein Jahr, denke ich im Zug, ist weniger eine Abkehr als die Suche nach einem Gegenüber, das fremd und unbekannt ist und es womöglich bleibt, mit offenem Blick/Ohr.